KURT HUBER / LEIBNIZ

KURT HUBER

LEIBNIZ

VERLAG VON R. OLDENBOURG
MÜNCHEN 1951

Herausgegeben von Inge Köck in Verbindung mit Clara Huber

Copyright 1951 by R. Oldenbourg
Satz, Druck und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, Graphische Betriebe G. m. b. H.,
München

INHALT

Vorwort 7

Einleitung 9

1. Kapitel: Jugend- und Studienjahre 1646—1667 . . 13
Ahnen 13 - Jugendjahre 15 - Universitätsstudium 19 - Jena 21 - Juristisches Studium 24 - „Ars combinatoria" 25 - „Specimina juris" 29 - Altorf 30 - Nürnberg 31

2. Kapitel: Mainz 1667—1672 33
Boineburg 34 - Anstellung in Mainz 37 - Ordnung des Corpus juris und „Nova Methodus" 38 - Naturrecht und Frühethik 40 - Theologische Arbeiten 42 - Politische Arbeiten: Polnische Thronfolge 45 - „Bedencken" 46 - Ägyptischer Plan 48 - Akademiepläne 54 - Enzyklopädie 59 - Naturwissenschaftliche Entwicklung 60 - „Hypothesis nova" 65 - Briefwechsel 68 - Studienbericht für Herzog Johann Friedrich 71

3. Kapitel: Paris 1672—1676 72
Ablehnung des Ägyptischen Planes 72 - Besuch bei der Royal Society 75 - Infinitesimalrechnung 79 - Leibniz und Newton 83 - Characteristica universalis 87 - Erkenntnistheorie 89 - Ethik 91 - Geistige Entwicklung und Leben in Paris 94 - Zweiter Besuch in London 99 - Aufenthalt in Holland: Biologie 101 - Besuch bei Spinoza 103

4. Kapitel: Hannover 1676—1689 107
Reformvorschläge für den Staatshaushalt 109 - Publizistik 111 - Enzyklopädie- und Akademieentwürfe 114 - „Plus ultra": Einteilung der Wissenschaften, Logik als Wissenschaftslehre 119 - Materiale und formale Analyse der Einzelwissenschaften 127 - Mathesis universalis 130 - Analytische Geometrie 132 - Leibniz als Mathematiker; Logik und Mathematik 137 - Funktionslogik 140 - Erkenntnistheorie und Definitionslehre 142 - Das Urteil: Inhaltsauffassung 150

Herzog Ernst August und Herzogin Sophie 153 - Unionsverhandlungen 156 - Publizistik gegen Ludwig XIV.; „Mars Christianissimus" 162 - Hannoversche Primogenitur und Kurwürde 168 - Reich und souveräne Staaten 170 - Genealogie und Geschichte des Welfenhauses: Reise nach Bayern und Österreich 174

„Metaphysische Abhandlung" 178 - Briefe an Arnauld 193 - „Système nouveau de la nature" 195 - Lagegeometrie 199 - Mechanik 204 - Dynamistische Physik 212

5. Kapitel: Hannover 1690—1716 218
Italienische Reise 218 - Infinitesimalrechnung 219 - Leibniz als Historiker; Geschichte des Welfenhauses 222 - „De rerum originatione radicali" 229 — „Nouveaux Essais" 232 - Sprachwissenschaft 246 - „Theodizee" 248 - „Über die Prinzipien der Natur und der Gnade", „Monadologie" 251 - Gründung der Preußischen Akademie der Wissenschaften 261 - Tod 264

6. Kapitel: Persönlichkeit - Deutung - Weiterwirkung 267
Persönlichkeit 267 - Entwicklung 272 - Probleme der Deutung 275 - Quellen und Eigenart des Leibnizschen Systems: Philosophia perennis 277 - Darstellungen 283 - Weiterwirkung: „Leibniz-Wolff"; Leibniz und Kant 287 - Lessing 294 - Fichte 297 - 19. Jahrhundert: Philologie und Historische Schule; Schelling 297 - Hegel 304

Anhang

Leibniz als Deutscher und Europäer 306
Leibniz und wir 317
Studien zur Darstellung des Leibnizschen Systems 355
1. Die Leibnizsche Logik als Grundwissenschaft 355
2. Leibnizens Lehre von den Definitionen 367
3. Fragmente zur mathematischen Grundlagenforschung und Kombinatorik 389
4. Zur Datierung der mathematischen Manuskripte in Leibnizens Nachlaß 395

Nachwort des Herausgebers 428
Anmerkungen 433
Namenregister 445

VORWORT

Eine exakte wissenschaftliche Biographie Leibnizens kann vor Abschluß der kritischen Gesamtausgabe seiner Schriften und Briefe nicht gegeben werden. Von der Preußischen Akademie der Wissenschaften mustergültig in Angriff genommen, wird sie noch manche Jahre in Anspruch nehmen. Das kann nicht hindern, aus der Leidenschaft der Versenkung in Leibnizens Denken ein kurzes Lebensbild dieser rätselhaftesten Gestalt der deutschen Philosophie seit den Tagen der Reformation zu wagen. Es gilt, ein universales Denksystem aus einem universalen Lebensgang von einmaliger Prägung zu verstehen, Leibnizens Denken in der Weite und Lebendigkeit zu erfassen, in der es ein heute erneut wirksames Ferment der deutschen Geistigkeit und europäischen Bildung geworden ist.

Die Darstellung verzichtet daher bewußt auf eingehende Werkanalysen, systematische Entwicklung der Lehre nach einzelnen Gebieten, den gelehrten Apparat von Anmerkungen und Nachweisen. Sie geht dem künstlerisch freien Werden und Wachsen der Gedanken aus einem unerhört reichen Leben nach, den Nöten und Drängnissen einer um lichte Klarheit ringenden Weltschau, die sich unter die strenge Zucht der Vernunft begibt, um die Fülle geschauten Lebens zu meistern. Der heroische, nie verzagende Kampf um die Sinnhaftigkeit des Weltganzen ist die philosophische Tat des großen Deutschen und Europäers in der Zeit tiefster Erniedrigung unseres Volkes, aus der wir zu schöpfen und zu lernen haben.

Kurt Huber

EINLEITUNG

Mitten aus der schweren Leidenszeit des Dreißigjährigen Krieges, an dem das politisch und religiös zerklüftete Deutschland fast verblutet, lösen sich langsam die Kräfte des geistigen Neuaufbaues heraus. Noch lasten auf dem deutschen Westen die französischen Raubheere des Marschalls Turenne und der Nordosten ist noch fest in schwedischer Hand; aber die Kassen der Kriegführenden sind geleert, Dörfer und Städte Deutschlands stehen öde und großenteils verwüstet, die Bevölkerung ist auf fast ein Drittel des Standes vor Kriegsbeginn gesunken, allgemeine Kriegsmüdigkeit macht sich allerorten bemerkbar. In diese Jammerzeit der letzten Kriegsjahre vor Abschluß des Münsterer Friedens — ins Jahr 1646 — fällt die Geburt eines Mannes, der zu den größten und zu den deutschesten Menschen gerechnet werden muß, die unser Volk hervorgebracht hat. Es ist, als ob die zerfallende Nation alles aufholen wollte, was noch an unverbrauchter geistiger Kraft in ihr schlummert; als ob sie sich auf sich selbst besinnen und in der Schaffung eines universalen Menschentypus sich die Bahn zum Wiederaufstieg freimachen wollte.

Die zweite Hälfte des unseligen Kriegsjahrhunderts ist auffallend reich an universalen Begabungen. Sie erwachsen aus allen Ständen, aus dem Adel, einem geistig immer noch ungebrochenen Bürgertum, aus der bäuerlichen Scholle. Ein Zug zur Wiedervereinigung der auseinanderstrebenden Kräfte, zu gemeinschaftlicher Kulturleistung im Namen der prüfenden Vernunft ist im kriegsmüden Europa erwacht. Ein Boden der Verständigung, ein „mode de vivre" muß gefunden werden: das ist die gemeinsame unausgesprochene Meinung der Besten der Nation, der führenden geistigen Mächte Europas. Wiederaufbau ist die Signatur des geistigen Lebens, in welches die Gestalt Leibnizens schicksalhaft hineingestellt erscheint. Nur von der gemeinsamen großen

innervölkischen Tendenz aus kann dies Denkerleben in seiner Eigenstruktur wie in seiner Wirkkraft verstanden werden. Leibniz ist kein „Philosoph" im heutigen Fachsinn, kein Theoretiker in der dünnen Luft reiner Systembildung, kein akademischer Lehrer, der etwa einen Schülerkreis um sein Katheder sammelte, kein Bücherschreiber, der hinter Fensterbutzenscheiben die Welt um ihn deutete — dies alles ist er nie gewesen. Er ist ein Mann der Tat, ein durchaus politischer Mensch, er gehört mit allen Fasern seines Wesens der großen Welt, in der Geschichte lebendig flutet; — als solcher wird er zum universalen geistigen Exponenten des deutschen Wiederaufbaues nach dem Dreißigjährigen Krieg. Für die „Luftbaumeister von allerhand Systemen" (Kant) hat Leibniz nicht gelebt und nicht geschrieben. Daher er auch von den systematischen Philosophen seit zwei Jahrhunderten mit Vorliebe mißverstanden worden ist.

Unsere politisch aufgerüttelte Zeit steht vor nicht ganz unverwandten Aufgaben. So ist sie besser gerüstet, dem Lebenswerk eines Mannes näherzutreten, das so ganz von der Idee der schöpferischen Kulturpolitik bestimmt war. Fast romanhaft schlingen sich im Leben des Denkers die Fäden zusammen, bieten sich die merkwürdigen „Gelegenheiten", als praktischer Mensch und wissenschaftlicher Kopf ins große Ganze zu wirken — Gelegenheiten freilich, die es nur für den werden, der sie aus schöpferischer Kraft und Originalität zu nutzen versteht. Darin, daß er sie nutzt, in der Art, wie er ein barockes Lebensschicksal zur Einheit einer überragenden Kulturleistung zusammenzwingt, liegt das Einmalige seiner unwiederholbaren, umfassenden Persönlichkeit.

Der eigenartige politische, und im besonderen kulturpolitische Hintergrund des Leibnizschen Philosophierens hat neuerdings schiefen Deutungen Raum gegeben. Da der Denker nur verhältnismäßig weniges aus einer weitverzweigten philosophischen Tätigkeit im Druck veröffentlicht hat, sind seine philosophischen Arbeiten geradezu als „Gelegenheitsarbeiten" bezeichnet worden. Als ob eine große philosophische Systematik je „gelegentlich" entstünde und nicht

immer der verhältnismäßig eng bezirkte Denkniederschlag eines philosophisch geführten und gelebten Lebens wäre! Diese Philosophie erschöpft sich freilich nicht in theoretischer Spekulation; sie überzeugt und gewinnt für eine Idee. Sie wendet sich so gut wie nie namenlos an „alle", sondern immer in persönlicher Fühlungnahme an wenige Auserlesene, die Träger der großen geistigen Mächte der Zeit. Sie hat immer bestimmte Adressaten, mit denen sie geistige Anknüpfung, Verständigung sucht, um das gebildete Europa über alles Trennende der Stände, Konfessionen, Nationen hinweg zur höheren Einheit des geistigen Lebens, der Kulturgemeinsamkeit zusammenzuschweißen. Leibnizens philosophische Arbeit ist geistige Diplomatie im höchsten Wortsinn, im Dienst des europäischen Kulturfortschritts, an den der Denker mit all der Leidenschaft, deren nur große Menschen fähig sind, glaubt. Sie wird mit wachsender Reife immer bewußter und ausgesprochener zum vaterländischen Bemühen, dem deutschen Geist, deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft den ihnen gebührenden Platz im Mittelpunkt des geistigen Europa wieder zu erkämpfen.

So ist diese in aller scheinbaren Bruchstückhaftigkeit von wenigen abgeschlossenen „Werken", aber einer Unsumme von Entwürfen und Briefen uns hinterlassene Philosophie Leibnizens mehr denn je heute ein Problem der Interpretation. Jeder Versuch, sie aus den „Werken" allein zu rekonstruieren und zu deuten, mußte mißlingen. Nur aus der Ganzheit einer alle Entwürfe und Korrespondenzen mit einbeziehenden philosophischen Lebensschau kann sie verstanden werden. Als schöpferische Lebensaufgabe, die sich der Philosoph gestellt hat. Die Frage ist: Was hat Leibniz gewollt? und nicht: Was kann dieser oder jener heute noch aus Leibnizens System brauchen? Er kann Einzelheiten überhaupt nicht aus dem System abtrennen, ohne den Grundgedanken zu ertöten. Dieser Grundgedanke aber liegt nicht in ein paar Werken sichtig zutage, nicht in einem „Systemplan" für jeden offen, nach dem jene ge-

staltet wären. Leibniz hat sich einen solchen Systemplan im Lauf einer eigenartigen und stürmischen Entwicklung erarbeitet. Erst von der Periode beginnender Meisterschaft an, nach Abschluß seiner größten mathematischen Entdeckung, der Infinitesimalrechnung, etwa vom Ende der Siebziger Jahre dieses ereignisreichen Jahrhunderts an zeichnen sich die Umrisse eines Systems schärfer ab, welches eine der gewaltigsten Synthesen der europäischen Geistesgeschichte darstellt.

Man hat Leibniz bequem als Fortsetzer der großen Systeme eines Descartes, Hobbes, Spinoza und als Philosophen der deutschen Aufklärung deuten wollen, der das Gedankengut der westeuropäischen Aufklärung nach Deutschland übertragen habe. Man hat mit offenen Augen nicht sehen wollen, daß der Denker den leidenschaftlichsten Kampf gegen diese Aufklärungswelle mit all ihren Folgeerscheinungen, gegen Naturalismus, reinen Rationalismus, bloßen Empirismus, gegen die antimetaphysischen Tendenzen der englischen und französischen Philosophie zugunsten einer aus urgründigen Tiefen schöpfenden neuen deutschen Metaphysik führte. Man hat übersehen, daß die deutsche Aufklärung, so vielfach sie sich auf Leibniz beruft, schon in Lessing und Wolff an Leibniz vorbeigegangen ist. Erst über Kant zurück reichen dem Metaphysiker die Meister des deutschen Idealismus, Fichte, und noch mehr Schelling und Hegel, die Hand. Sie stellen die Kontinuität deutschen Denkens wieder her, die sich nirgendwo unmittelbarer offenbart als in der Kraft der Spekulation, die vor keinem Weltgeheimnis sich in oberflächlicher Rationalität verbescheidet. Und so drängt in Leibniz nicht nur das Irrationale menschlichen Unbewußtseins, sondern ebenso das Überrationale des göttlichen Seins wieder mit einer Wucht und Ungebrochenheit in die Sphäre denkerischer Bemühung, wie sie seit Meister Eckhart und Nikolaus von Kues nicht erlebt und erst vom deutschen Idealismus wieder erreicht — nicht übertroffen worden ist.

1. KAPITEL

Jugend- und Studienjahre 1646—1667

Der reife Leibniz hat sich, mit Vorarbeiten für eine Selbstdarstellung beschäftigt, auf Zetteln mit gewohnter Gründlichkeit alle Quellen notiert, wo er den Namen Leibniz als Familien- oder Ortsnamen antraf. Er hat den slavischen Ursprung des Namens, den er mit „Lubenjecz" wiedergibt, richtig erkannt und daraus auf seine Abstammung von einem alten polnischen Adelsgeschlecht geschlossen. Die naheliegende Parallele mit niederdeutschen Ortsnamen, in denen er selbst die Umbildung altdeutscher Personennamen entdeckt hatte, mag ihn zu dem voreiligen Schluß verleitet haben. Die Leibnize gehören vielmehr zur Gruppe der vielen deutschen Siedlerfamilien, deren Namen aus der Verdeutschung der ehemals slavischen Orte hervorgegangen sind, in denen die Vorfahren Haus und Hof gegründet hatten. Seine eigenen Aufzeichnungen mußten Leibniz auf den Raum zwischen Elbe und Saale verweisen, in welchen die Ortsnamen „Leibniz, Leubeniz" und ähnliche gehäuft vorkommen. In eben diesem Raum nennt eine Familienchronik die ältesten, ins Jahr 1450 hinaufreichenden Ahnen: den Gutsverwalter Ambrosius Leibniz, „unter Hanns von Dieskau im Stifte Magdeburg", und dessen Bruder, den Kantor Georg Leibniz, beide aus Rochlitz gebürtig.

Des Ambrosius ältester Enkel gleichen Namens war heimlicher Lutheraner und führte 1535 in erster Ehe die Jungfrau Veronika Jöppl heim. Sie war die Tochter des Dresdener Hoforganisten Balthasar Jöppl, der unter dem Reformationsgegner Herzog Georg dem Bärtigen als Anhänger der neuen Lehre keinen leichten Stand hatte. Noch Luther hatte dem Alten, dessen Sohn als Predigerkandidat in seinem Hause „köstlich Musicam trieb", Trost und Mut zum Ausharren im Glauben zugesprochen — ein in der Familie treu verwahrtes Vermächtnis.

Mit Veronika war Musikantenblut in Leibnizens Stammbaum geflossen, zugleich eine Verbindung zum Albertinischen Hofe in Dresden gestiftet. Der Sohn Christof — der Urgroßvater des Philosophen — ward in Dresden in der Musik unterrichtet. Dort verliebte er sich in ein „Kammermädgen" der Kurfürstin, einer dänischen Prinzessin. Barbara von Kahlenberg, aus edlem jütländischem Geschlecht, war noch als Kind der jungen Prinzessin an den Dresdener Hof gefolgt. Zweiundzwanzigjährig erhielt Christof Leibniz vom Kurfürsten eine Organistenstelle in Pirna und konnte 1556 die neunzehnjährige Braut ehelichen. Doch hielt es ihn nicht lange auf der Orgelbank. 1564 wandte er sich dem Bergbau zu und wurde 1572 Ratsherr und „Schößer"[1] zu Pirna. Das fünfte Kind aus dieser Ehe, nach dem Stammvater Ambrosius geheißen, blieb dem Bergfach treu. Dieser dritte Ambrosius Leibniz lebte als Stadt- und Bergschreiber im Zinnbergwerk Altenburg im Erzgebirge und heiratete 1596 Anna Deuerlein, eine Verwandte der reichen Leipziger Patrizierfamilie Deuerlein. Am 24. November 1597 wurde aus dieser Ehe der Vater des Philosophen, Friedrich Leibniz, geboren. Aus bäuerlichem Boden stammend, hatten sich die Leibnize zu Beamten und in Friedrich zum Gelehrtenberuf emporgearbeitet. Musik, Liebe zum Bergbau, reformatorische Glaubenstreue waren das Erbe der väterlichen Ahnen.

Den Vater schildert Leibniz selbst als zarte und kränkliche Natur, eher sanguinischen Temperaments und von äußerster Sparsamkeit. Schon mit vierzehn Jahren Doppelwaise, konnte er nur mit Unterstützung eines mütterlichen Oheims in Leipzig die Rechte studieren. Er folgte 1624 seinem Gönner, dem damals berühmten Professor der Rechte Johann Müller als Aktuar der Universität, wurde 1628 Notar und 1640 Professor der Moral an der Universität. Er war dreimal verheiratet, zum drittenmal mit Katharina Schmuck, der Tochter eines Leipziger Juristen. Er galt als rechtschaffener und angesehener, gläubiger, zuweilen etwas abergläubischer Gelehrter, dem der Drang der Notariatsgeschäfte nicht sehr viel Zeit zu eigener wissenschaftlicher Arbeit ließ. Daß er

sehr belesen war und geradezu polyhistorische Interessen gehabt haben muß, bezeugt schon die erstaunlich reichhaltige Bibliothek, die er in jahrelanger Tätigkeit zusammengebracht hatte und dem Sohne als kostbares Erbe hinterließ. Die Mutter wird in ihrem „Funeralprogramm" als fromme, stille Frau gezeichnet, die sich nach dem frühen Tode ihres Mannes (1652) ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder, Gottfried Wilhelms und einer nachgeborenen Schwester Veronika widmete. Ein Stiefbruder des Philosophen aus erster Ehe wandte sich dem Schulfach zu und starb als Tertiarius an der Thomasschule im Jahre 1694.

Am 21. Juni 1646 abends viertel vor sieben Uhr hat Leibniz das Licht der Welt erblickt. Bei der Taufe am Johannistag erhob er neugierig sein Köpfchen, was der Vater dankbar als Zeichen, daß ein großer Mann und Glaubensheld aus ihm werde, in die Familienchronik eintrug. Noch andere wunderbare Begebenheiten und die ungewöhnliche Geweckt-heit des Knaben ließen den Vater Besonderes von seinem Sohne erwarten, worüber ihn die Verwandten neckten. Er hat freilich recht behalten dürfen.

Wie Schelling, und im Unterschied zu Kant und dem so bedächtig sich entwickelnden Hegel, ist Leibniz eine ausgesprochen frühreife Begabung. Eine kaum zu bändigende Neigung zu selbständigem Forschen zeigt sich bei ihm in frühester Jugend und entfaltet sich in einem immerhin originalen Bildungsgang. Leibniz hat ihn später zweimal ausführlicher beschrieben: In einer „Vita Leibnitii a se ispo delineata", die nur bis etwa 1667 reicht, und der merkwürdigen Skizze „In specimina Pacidii (Latinisierung von Gottfried!) introductio historica", in der er seinen Lebensweg von einem fingierten Pariser Bekannten erzählen läßt. Beides sind typisch literarisch gefärbte Entwicklungscharakteristiken der Aufklärung, an Descartes' berühmter Selbstdarstellung im „Discours de la Méthode" orientiert und nicht in allem wörtlich zu nehmen. Wie dort Descartes, ist Leibniz hier bestrebt, die eigene Entwicklung als von außen nicht tiefer beeinflußte, höchstens durch den Unver-

stand der Erzieher gehemmte Selbstentfaltung der autonomen Vernunft darzustellen. Die Vernunft ist dabei als allgemeine, bei richtiger Leitung oder Selbstführung sich in jedem ziemlich gleich auswirkende geistige Kraft gedacht. Auf individuelle Züge legt Leibniz weniger Wert; ja Genie ist ihm eigentlich nur die graduell ausgezeichnete Fähigkeit, die Kraft der Vernunft voll in sich wirken zu lassen.

Den Vater verlor Leibniz im sechsten Lebensjahre (1652). Er erinnerte sich nur, daß er ihn selbst lesen lehrte und ihm biblische und profane Geschichten erzählte. So hat der Sorgliche, Großes ahnend und bereitend, noch den Grund zu einer universalen Bildung legen können, die in diesem Jahrhundert einzigartig dasteht. Schon mit knapp sechs Jahren auf die berühmte Nikolaischule geschickt, bringt der Knabe, etwa achtjährig, den Livius und den „Thesaurus Chronologicus" des Sethus Calvisius in seinen heimlichen Besitz, die ein Student in seinem Hause versetzt hatte. Den Calvisius, ein einfaches lateinisches Geschichtsbuch, versteht er ungefähr, weil ihm die Geschichten vom Vater und einem deutschen Geschichtsbuch her geläufig sind. Den alten, mit Holzschnitten versehenen Livius muß er sich hingegen allmählich, von den Bildunterschriften ausgehend, erarbeiten. Daß sein Lehrer, durch frühreife Antworten in der Schule auf die heimliche Lektüre aufmerksam gemacht, sich bei der Mutter beschwert und den Jungen auf das Comeniusbüchlein und seinen Katechismus beschränken möchte, wollen wir Leibniz gerne glauben. Doch ein weitgereister Edelmann, der bei der Unterhandlung zugegen war, findet an den klugen Antworten des Jungen Gefallen und setzt bei den Verwandten durch, daß ihm die bisher verschlossen gehaltene reiche Bücherei des Vaters geöffnet wird. Eine neue Welt geht ihm darin auf, in die er sich tagelang vergräbt. Zunächst reizen ihn die antiken Autoren und vor allem die Geschichte: Cicero und Quintilian, Seneca und Plinius, später Herodot und Xenophon, Platon, die Scriptores historiae Augustanae und zahlreiche lateinische und griechische Kirchenväter stehen ihm zu Gebot. Erst versteht er nichts, dann ein

wenig, nach und nach aber das Notwendige; bis er „gleich wie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während sie mit etwas anderem beschäftigt sind, gebräunt werden, eine gewisse Färbung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Gedanken angenommen hatte". Kein Wunder, wenn ihn dann der schwülstige Schaum der Neueren, wie sie damals in den Buchläden Mode waren, ekelte und er aus solchem Studium die Kraft jenes klaren, einfachen, präzisen Stiles zog, die wir an dem Philosophen Leibniz bewundern. Kein Wunder auch, wenn er, ein Vierzehnjähriger, in echter Nachfolge Descartes' zwei Lebensaxiome für sich aufstellte: immer bei den Worten und den übrigen Zeichen der Seele (also auch den mathematischen!) die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu suchen, bald lernend, daß jenes die Grundlage des Urteils, dieses aber der Erfindung sei. So stellt Leibniz in der Rückschau Urteil und Erfindung, die Kernbegriffe seiner späteren Logik, wegweisend in die Brennpunkte seiner geistigen Entwicklung.

Als ich den Aristoteles kennenlernte — berichtet er anderweitig —, war ich fast noch ein Kind. Wovon er aber nicht spricht, ist die Tatsache, daß er auf seiner Schule ganz im Geiste des protestantischen Aristotelismus aufwuchs und den Aristoteles zunächst sicher nicht in der Stille autodidaktischen Studiums kennenlernte. Er hat ja auch später ausdrücklich anerkannt, daß er aus seinem Schulunterricht in der aristotelischen Logik großen Nutzen gezogen habe. Er kann nicht schlecht gewesen sein; denn die kluge Frage des Vierzehnjährigen, ob es nicht, wie es Prädikamente oder Klassen der einfachen Begriffe, so auch Klassenordnungen der zusammengesetzten Begriffe oder Sätze geben müsse, setzt schon eine nicht ganz oberflächliche Bekanntschaft mit der aristotelischen Logik voraus. Freilich konnte er damals noch nicht ahnen, daß eine solche Ordnung der Sätze, aufsteigend von den einfachsten zu immer höheren Ableitungen, gerade das Wesen der Euklidischen Methode in der Geometrie ausmacht.

Neben den Schätzen der Antike reizen auch die neueren

Bestände der reichen väterlichen Bücherei die unersättliche Wißbegierde des heranwachsenden Jünglings. Die wichtigsten Autoren der neueren spanischen Scholastik, Fonseca, Fuertes und vor allem der gediegene Suarez gestatten ihm, „im Lande der Scholastik schon ziemlich weit vorzudringen" — der Autoren protestantischer Scholastik nicht zu gedenken, die er als selbstverständlich bekannt gar nicht nennt. Und endlich wirft er sich mit Eifer auf die reformatorischen Streitschriften und die Flut der Kontroversienliteratur — immer bedacht, jeden Standpunkt zunächst einmal verstehen zu lernen. Und wenn er auch Luthers hartes „De servo arbitrio" oder Laurentius Vallas rhetorisch gezierte Schrift über die Freiheit mit Genuß liest — die Prüfung der verschiedenen Standpunkte führt ihn doch dazu, sich „in den gemäßigten Lehren der Augsburgischen Religion zu befestigen". Nicht Luthers geniehafter religiöser Determinismus, sondern Melanchthons vorsichtig vermittelnde Freiheitslehre ist der Ausgangspunkt für Leibnizens Lösung des Freiheitsproblems geworden! —

Diese eigenartig verstehende große und fruchtbare Objektivität, die in jeden Autor — wie Leibniz später einmal meint — Besseres hineinliest als darinnen steht, tritt schon bei dem jungen Autodidakten aufs deutlichste zutage. Sie wird nicht durch vieles Lesen erreicht — man hat sie oder hat sie nicht, und demgemäß liest man. Eine geniale Kraft der Assimilation setzt den jungen Leibniz in den Stand, in unglaublich kurzer Spanne, auf sein autodidaktisches Wissen organisch aufbauend, die großen geistigen Bewegungen der Zeit in schöpferischer Mitarbeit zu durchleben. Eine höchst bedeutsame Ökonomie des wissenschaftlichen Arbeitens, die er gerne und oft hervorhebt, leistet ihm hiebei wichtige Dienste. Immer darauf bedacht, in jeder Wissenschaft Neues zu leisten, belastet er sich nie mit unnützem und totem Wissenskram. Kaum hat er die ersten Handgriffe einer Disziplin erlernt, so sinnt er auf originäre und möglichst allgemeine Fragestellungen. In dem Versuch, ihrer Herr zu werden, wächst er schöpferisch — nie bloß aufnehmend!

— in Geist und Methodik jeder Einzelwissenschaft hinein. Auch an den Stilübungen der Schule in den alten Sprachen findet der Frühreife Gefallen. Er beherrscht das Latein mit dreizehn Jahren in Prosa und gebundener Rede so leicht, daß er für einen erkrankten älteren Mitschüler an einem Vormittag zu aller Staunen ein Pfingstgedicht von dreihundert Hexametern verfaßt und überdies auswendig vorträgt. Die Leichtigkeit der Sprachgebung hat den Philosophen auch später bei allen möglichen Anlässen in deutscher, lateinischer und französischer Sprache den Pegasus besteigen lassen. Ein Dichter ist er darum nicht geworden. Seine Verse haben immer etwas rein Gedankliches, Nüchternes, Handwerkliches — wenn man von wenigen gelungenen Ausnahmen absieht. So einem innerlich empfundenen Passionslied aus dem Jahre 1684, das fast an Silesius' gedankenreiche Schöpfungen erinnert. Und doch steckt in dem anscheinend so nüchternen Denker eine ausgesprochene Künstlernatur, die dann und wann in den Tiefen metaphysischer Gedankenführung plötzlich die geschlossene Kette der Beweise durchbricht. Ja das in aller ungeheuren Mannigfaltigkeit organisch sich aufbauende System, das sich seinem scharfen und beharrlichen Denken entringt, trägt durchaus die Züge einer künstlerisch freien Gestaltung — ohne etwa „Dichtung" zu sein.

Zu Ostern 1661 bezieht der knapp Fünfzehnjährige die heimatliche Universität Leipzig. Jacob Thomasius für Philosophie und Adam Scherzer für Theologie sind seine vorzüglichsten Lehrer; der erstere, ein nicht unbedeutender protestantischer Aristoteliker, erkennt sofort die überragende philosophische Begabung des jungen Studenten. Er wird ihm ein väterlicher Freund. Als einer der frühesten Historiker der Philosophie, die sich über eine Geschichte der Philosophen zur Geschichte der Philosophie erheben, wirkt er nachdrücklich auf Leibniz. Von Scherzer, einem der Hauptkämpen in dem widerliche Formen annehmenden literarischen Kampf der Konfessionen, mag sich der junge Leibniz mehr abgestoßen als belehrt gefühlt haben. Jedenfalls sticht

des Jünglings reifes, ja genial sicheres Urteil über den damals noch wenig bekannten Dichter Angelus Silesius merkwürdig gegen Scherzers Silesiuspamphlete ab.

Von dem sehr sorgfältigen und eingehenden Unterricht bei Thomasius — und nicht nur von der eigenen Begabung — zeugt Leibnizens erste literarische Leistung, die kleine Schrift „De principio individui", mit der er sich nach zwei Semestern am 30. März 1663 den Baccalaureus erwarb. Sei es Zufall oder ein Wink des Schicksals, daß sich der Lehrling gerade einem Problem zuwandte, das ein Kernproblem in der reifen Lehre des Meisters darstellen sollte — Leibnizens kurze, systematische Darstellung der verschiedenen Standpunkte ist, ohne Neues zu bringen, außergewöhnlich klar und einleuchtend.

Mit den meisten Vertretern der katholischen und protestantischen Spätscholastik und mit allen großen Systematikern des 17. Jahrhunderts, mit Descartes, Hobbes, Spinoza hält Leibniz selbst an der „antirealistischen" Lehre fest, daß nur das Individuelle wirkliche Existenz außerhalb unseres Geistes habe, dem Allgemeinen hingegen nur eine Existenz in unserem Denken zukomme. Diese „antirealistische Tendenz" in der Lösung des „Universalienproblems" bildet die gemeinsame Front der „Modernen" gegen den platonischen wie den aristotelischen Realismus, gleichgültig wie man sich sonst das Sein dieses Allgemeinen im Verstande dachte, als ein Sein allgemeiner Begriffe (Conszientialismus) oder eine bloße Zusammenfassung mittels allgemeiner Namen (Nominalismus). Aber auch gegen Duns Scotus' Begriff der „haecceitas" wendet sich Leibniz mit den Nominalisten, jener eigentümlichen „Dieshaftigkeit", die das allgemeine Sein erst zu einem individuellen „kontrahiere", also dessen Existenz voraussetze. „Jedes Individuum — betont Leibniz — wird durch seine ganze Wesenheit zum Individuum." Und doch verbindet schon den jungen Leibniz — ihm selbst kaum bewußt — ein entscheidender Gedanke mit der Auffassung des großen Schotten: Daß es kein äußeres Moment — etwa die raumzeitliche Lage —, sondern ein

inneres, qualitatives Moment sei, welches das Individuum als unwiederholbar Einmaliges charakterisiere. In diesem Gedanken erfüllt sich erst der echte qualitative Individualismus, der zu einer „Monadenlehre" führen kann. In dessen Verfolgung unterscheidet sich Leibniz scharf von einem Descartes, Hobbes und Spinoza.

Im Sommer 1663 besucht Leibniz auf Rat seines Verwandten, des Rates Johann Strauch, die damals im Ruf besonderer Fortschrittlichkeit stehende Universität Jena. In der Tat ist das Semester für seine Entwicklung entscheidend geworden. Der Philosoph und Mathematiker Eberhard Weigel wird sein Lehrer, ein phantasiereicher, scharfsinniger, doch etwas schrullenhafter Kopf, der Typus des pythagoreisierenden, in der geheimen Wunderwelt der Zahlen sich heimisch fühlenden deutschen Mathematikers der Zeit. Eine neue Welt geht in dem jungen Philosophen auf, in mehr als einem Punkte gegensätzlich zu Aristoteles. Nicht geformte Materie, sondern ein Kosmos strenger Zahlengesetzlichkeit ist das Universum, Harmonie sein oberstes Prinzip. Harmonie des Universums — die Formel weckt mit Zauberkraft den in dem jungen Leibniz schlummernden Mathematiker. Mit Leidenschaft wirft er sich unter dem Eindruck von Weigels Vorlesungen auf die neueste pythagoreische Literatur. Der große Kepler wird ihm mindestens schon ein lebendiger Begriff, doch die stärksten unmittelbaren Anregungen gehen neben Weigel selbst von dem wenig bekannten, genialen mathematischen Kombinatoriker Johann Heinrich Bisterfeld in Leiden aus, dessen Werke Adrian Heerebord vor kurzem, 1657, herausgegeben hatte.

Leibniz hat Bisterfelds Schriften, seine „Philosophia Prima" und seine Logik, vor allem aber die kleine Schrift „Phosphorus Catholicus seu de Arte meditandi Epitome" aufs höchste geschätzt. Durch letzteres Werk und Eberhard Weigels geistvolle „Analysis Aristotelica ex Euclide restituta" vom Jahre 1658 sind die tragenden Gedanken des deutschen Renaissancepythagoreismus in moderner und schon sehr geklärter Form auf Leibniz übergegangen.

Die Wurzeln des neuen Zahlenrationalismus liegen tief in der mittelalterlichen Weltanschauung. Das Trifolium der Mathematik, Musik und Astronomie lebt von der mystischen Überzeugung, daß sich in der Zahl, in den Proportionen die geheime Vernunft des Weltbaues, Gott selbst offenbare. Ohne diesen metaphysischen Untergrund ist mittelalterliche Mathematik, Musiktheorie und Astronomie nicht zu denken. Die zahlenmäßige Ordnung der Welt ist eine „geheime" Offenbarung neben der Bibel. Meister Eckhart deutet das Johannesevangelium in diesem Sinn. „Im Anfang war das Wort — Logos, Sohn, die geschaffene Welt ist Abbild der göttlichen Urvernunft." Nikolaus von Kues entwickelt eine tiefsinnige Metaphysik des Universums als „Spiegel der Gottheit". Die „wahre" Welt wird nicht in sinnlicher Anschauung, sondern in den gedanklichen Zeichen der „Zahl" im allerweitesten Sinn erfaßt. Mathesis ist die Zeichensprache der göttlichen Vernunft selbst. Eine tiefe Religiosität der ratio, der Vernunft tut sich neben dem Offenbarungsglauben auf, bereit, ihn dereinst zu sprengen.

Die Reformation hat, so sehr auch Luthers Werk ganz auf dem Offenbarungsglauben ruht, mit dessen Einschränkung auf das Bibelwort der Entwicklung jener rationalen Religiosität nur Vorschub geleistet. Schon in deren Schoße vollzieht Kepler eine durchgreifende Wendung: In seinem Werk geht der Pythagoreismus der Zahlenharmonie mit dem Individualismus der neueren Philosophie eine neue, höchst fruchtbare Bindung ein. Die Welt ist ein zahlenmäßig geordneter, harmonischer Zusammenhang aller wirklichen existierenden Einzeldinge. Diese „monadologische Struktur" der Wirklichkeit — wie wir vorgreifend sagen wollen — und die universale Gesetzlichkeit ihrer Ordnung und ihres Zusammenhangs sind zwei weltanschauliche Voraussetzungen des „modernen" Pythagoreismus eines Kepler, Bisterfeld und so auch Leibniz, an denen der Denker niemals gerüttelt hat. Ja Leibniz wird gerade der Vollender, Zuendedenker eines auf beiden Gedanken als Grundfesten sich aufbauenden Systems.

Ein ganz neues Verhältnis der Wirklichkeit zu Gott liegt in dem neupythagoreischen Gedanken der Weltharmonie eines Nikolaus von Kues, eines Kepler und Kopernikus beschlossen. Das wirkliche Einzelding steht mit allen anderen Einzeldingen des Universums in lebendigem, charakteristischem Zusammenhang. Es ist so in seiner Art, von seiner Stelle aus ein Ausdruck des gesamten Universums. Dieser Gedanke der Repräsentation des Universums in jedem Einzelding ist einer der kühnsten, der fruchtbarsten Gedanken deutscher pythagoreischer Weltspekulation. Leibniz hat ihn in sich aufgesogen und, wie kein zweiter Denker, in einer universalen Systematik zur Entfaltung gebracht.
Und endlich ein Drittes: Die Methode der Erarbeitung dieses universalen Weltzusammenhangs ist bei den großen Denkern der deutschen pythagoreischen Renaissance die echt mathematische Methode der klassischen antiken Geometrie: die Euklidische Methode der Analysis und Synthesis. Das heißt für sie in der Mathematik: Zerlegung des Einzelproblems in einfachere und schon gelöste Probleme, Aufbau der Wissenschaft aus einer endlichen Zahl letzter elementarer Sätze. In der Logik: Zerlegung all unserer Begriffe in eine endliche Anzahl letzter Stammbegriffe unseres Verstandes und Aufbau all unseres Wissens aus einer gesetzlichen Verbindung, Kombination dieser Elementarbegriffe. Begreiflich, daß diese weiteste Fassung des Problems der Logik die Mathematik irgendwie in sich schließen muß wie jede andere Wissenschaft. Die in solcher Weite verstandene Logik wird zur Universalwissenschaft.
An dieser Stelle setzt das mathematische Problem der Kombinatorik ein. Die mathematische Kombinatorik entwickelt in allgemeinster Form die Gesetze und Regeln der Verbindung von Elementen zu Komplexen — also auch der Elementarbegriffe zu komplexen Begriffen. Die pythagoreische Logik kann nur eine kombinatorische Logik sein, eine Logik der Erfindung — ars inveniendi —, die sich zunächst zur formalen aristotelischen Logik der Schulen — der Logik des Urteils, ars judicandi — in schärfsten Gegensatz

stellt. In Wahrheit jedoch bildet gerade die Einheit der Logik als Forschungs- und Urteilslogik das fruchtbare Problem, aus dessen Bewältigung Leibnizens universale Logik herauswachsen sollte. Auch hier ist er ein unmittelbarer Fortsetzer Weigels. Will dessen „Aristoteles ex Euclide restitutus" doch gerade aufzeigen, daß die wahre, durch äußerlich scholastische Tradition verschüttete Methode der aristotelischen Logik die Euklidische der Analysis und Synthesis sei. Weigel hat demgemäß auch den Blick offen für die gewaltige, eben aus den Denkkräften der Renaissance aufgebrochene Umwälzung des Weltbildes, die sich im großen Kusaner, in Kopernikus und Kepler, in Galilei, Descartes und Hobbes vollzogen hat und eben noch vollzieht. Eindrücklich weist er Leibniz auf das Studium von Hobbes hin.

Es ist eine Flut von großen Gedanken, die in Jena auf den jungen Aristoteliker einströmen und die ersten großen weltanschaulichen Spannungen, ja Konflikte in ihm auslösen. Ein Weigel und Bisterfeld sind wohl Künder des Neuen, doch es bleibt beim Programm. In dem jungen Leibniz hingegen sollte sich die Versöhnung aristotelischen, pythagoreischen und modern naturwissenschaftlichen Denkens in einer Form vollziehen, die zu den größten Synthesen der europäischen Geistesgeschichte gerechnet werden muß.

Das mathematisch-naturwissenschaftliche Studium in Jena unterbricht er, um allererst in Leipzig sich auf den künftigen Beruf als Jurist vorzubereiten. Die philosophische Magisterarbeit vom 28. Januar 1664 bestreitet er schon mit einem charakteristischen Grenzthema zwischen Philosophie und Rechtswissenschaft. In der kleinen Schrift „Specimen difficultatis in jure seu quaestiones philosophicae amoeniores ex jure collectae" behandelt er in systemlos freier Folge eine Reihe philosophisch zu klärender Begriffe, die als Grundbegriffe (Elemente) oder als Hilfsbegriffe in Rechtsentscheidungen eingehen. Er findet in einem enzyklopädischen Durchblick durch die Philosophie die verschiedenartigsten Begriffe, vom Substanzbegriff und den Kategorialbegriffen von Raum und Zeit bis zu den entscheidenden

Begriffen der Willensfreiheit, der Handlung, der Überlegung und anderen. Kurz nach der glänzend verlaufenen Disputation, am 6. Februar 1664, stirbt die Mutter. Sie hat nur noch die ersten akademischen Erfolge des so sorgsam erzogenen genialen Sohnes erleben dürfen. Leibniz ist nunmehr ganz auf sich selbst angewiesen; der Familie, zumal der besorgten Schwester und dem kleinlich engen Stiefbruder war er bald entfremdet.

Für länger freilich konnte ein philosophischer Kopf wie der junge Leibniz der Auseinandersetzung mit den neu auf ihn einwirkenden Geistesmächten nicht aus dem Wege gehen. Deren erste Frucht ist die in aller Unfertigkeit wahrhaft geniale Schrift „De arte combinatoria", mit der er sich am 17. März 1666 pro loco an der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig habilitierte. Nur ein Bruchteil der Arbeit lag zur Disputation vor. Er fertigte sie in den folgenden Monaten in Muße aus. Ende 1666 erschien sie im Druck.

Die Schrift ist nicht einheitlich und trägt alle Spuren einer ungestümen inneren Entwicklung. Sie geht zunächst vom reinen Problem der mathematischen Kombinatorik aus. Die damals beste Darstellung dieses in der ersten Entwicklung begriffenen Zweiges der Mathematik, die „Deliciae Mathematicae" von Daniel Schwentner und Georg Philipp Harsdörffer, mag ihm die erste Anregung gegeben haben. Von dem berühmten Ingolstädter Mathematiker Athanasius Kircher stand eben eine „Ars combinatoria" zu erwarten. Als Leibniz das Werkchen später in die Hände fiel, stellte er mit Genugtuung fest, daß es nur die alten, spielerischen Gedanken der „Lullischen Kunst" in neuem Gewande wiederholte. Er hatte mehr zu geben. Zunächst entwickelt er eine scharfsinnige Systematik der kombinatorischen Elementaraufgaben mit Aufweis der Anwendungen auf die allerverschiedensten Gebiete, von der Berechnung der Registermischungen einer Orgel, der Konstruktion von Geheimschlössern, der Entzifferung von Geheimschriften und anagrammatischen Umformung von Hexametern bis zur

kombinatorischen Division (Einteilung) geometrischer Figuren (nach Kepler!), juristischer Kasuistik und endlich — der Kombinatorik der Begriffe und Sätze in der Logik. Vor allem wendet er die kombinatorische Methode auf das Problem der syllogistischen Schlüsse des Aristoteles an. Mit vollem Recht. Die Anzahl der möglichen Schlüsse zu bestimmen, die unter den Gesetzen der aristotelischen Syllogistik stehen, ist eine kombinatorische Aufgabe. Der junge Leibniz löst sie richtiger als sein Vorgänger, der Basler Hospinianus. Versagt hat auch er bei der Ausscheidung der unzulässigen Kombinationen. Er hat das Problem später im Zusammenhang seiner mathematischen Logik auf viel tieferer Grundlage neu bearbeitet.

In Verfolg der letzteren Probleme und der methodologischen Grundgedanken Bisterfelds und Weigels verschiebt sich der Schwerpunkt der Schrift ins Logische. Leibniz zieht darin die Grundlinien einer kombinatorischen Forschungslogik. Sie geht nicht von formalen logischen Schemen, sondern von den Einzelwissenschaften und deren Begriffsbildung aus. Sie ist zunächst Analysis und zerlegt alle in einer Wissenschaft vorkommenden Begriffe in elementare Gegenstands- und Relationsbegriffe. Aus diesen Grundbegriffen baut sie dann synthetisch in deren gegenseitiger Kombination die abgeleiteten Begriffe und Sätze auf; die mathematischen Regeln der Kombinatorik gewährleisten die Vollzähligkeit der Synthese. Analysis und Synthesis sind die methodischen Grundoperationen dieser Forschungslogik.

Die metaphysischen Voraussetzungen seiner Logik, die Harmonie und monadologische Struktur des Universums, hat Leibniz in seiner Erstlingsschrift nur angedeutet. Um so schärfer tritt das eigentlich Neue seines Gedankens heraus, wodurch er den Boden des bloßen Programms verläßt: der klare Ausgang von den Einzelwissenschaften, die Forderung einer kategorialen Analyse der Grundbegriffe in jeder Wissenschaft. Ein klassisches, heute noch richtunggebendes Beispiel einer solchen Analyse liefert er in dem „Prooemium“

(Vorwort) der Schrift, in dem er den Begriff der Zahl aus demjenigen der Einheit als dem Grundbegriff alles Quantums ableitet. „Als ein Gegenstand unseres Denkens gilt, was in einem Akte unseres Geistes zusammengefaßt, apperzipiert wird." Mit diesem inhaltsschweren Satz nimmt der junge Leibniz einen Grundgedanken von Kants idealistischer Deduktion der Kategorien vorweg. Der „Gegenstand unseres Denkens" wird durch die zusammenfassende Tätigkeit unseres Denkens. Das zusammenfassende Ich ist die Grundlage der Einheit.

Es würde zu weit führen, im einzelnen zu zeigen, wie Leibniz in den tiefschürfenden „Definitionen" der Grundbegriffe der Kombinatorik, der Veränderung der Ordnung und der Lage von Elementen, Gedanken keimhaft entwickelt, deren Weiterentfaltung ihn zu seinen größten mathematischen Entdeckungen geführt hat. Leibniz hat, als im Jahre 1690 die Schrift ohne sein Wissen nochmals gedruckt wurde, zwar die jugendliche Unfertigkeit ihrer Problembehandlung abgelehnt. Nie aber hat er bezweifelt, daß die noch ganz den fast spielerischen Geist der Renaissancemathematik atmende Jugendarbeit den unendlich fruchtbaren Kerngedanken seiner ganzen späteren logisch-mathematischen Arbeit klar ausspricht.

(Nur andeutend sieht Leibniz in der „Ars combinatoria" eine Erweiterung der kombinatorischen Logik über alle Einzelwissenschaften hinaus auf alle unsere theoretischen und praktischen Begriffe vor.)

Noch ein weiterer Wesenszug darf in dem Bilde dieser neuen Logik nicht vergessen werden: Sie ist Kombinatorik, das heißt ein Stück Mathematik und findet ihren exakten Ausdruck erst in einer mathematischen Zeichensprache. Sie wird zum Kalkül, einem System kombinatorischer Regeln, mit deren Hilfe man „rechnen" kann. Mit Nachdruck verweist der junge Leibniz auf Hobbes' berühmt gewordenen Satz, daß das Denken ein Rechnen sei. Die in der Analyse gefundenen Elementarbegriffe einer Wissenschaft werden durch Zeichen, z. B. durch Zahlen ausgedrückt; die abge-

leiteten Begriffe erscheinen dann als Kombinationen, etwa als Multiplikation oder Addition von Zahlen. Dies logische Zeichensystem erfährt weiter eine Verallgemeinerung auf alle unsere theoretischen und praktischen Begriffe. Es wird zur allgemeinen, in Zeichenverbindungen sich symbolisch vollziehenden Begriffssprache, zur Kunstsprache der Vernunft — characteristica realis —, die das Sein der Welt unmittelbar ausdrückt oder repräsentiert. Mit diesen, in der „Ars combinatoria" nur erst angedeuteten Gedanken schließt sich Leibniz einer allgemeinen, auf die Schaffung einer allgemeinen Begriffssprache oder Kunstsprache gerichteten Tendenz der Renaissancelogik an, die in England, Deutschland, Italien gleichermaßen wirksam ist. Die systematische, bohrende Arbeit an einer solchen Characteristica realis führt jedoch weit über Leibnizens Studienjahre hinaus.

Mit der „Ars combinatoria" errang Leibniz seinen ersten literarischen Erfolg über die Grenzen der Leipziger Alma mater hinaus. Sie wurde viel beachtet, ja angestaunt, doch von einem tieferen Verstehen der entscheidenden neuen Gedanken findet sich in der täglich wachsenden Korrespondenz des jungen Gelehrten keine Andeutung. Nur scheinbar drängte ihn der bevorstehende Abschluß des juristischen Studiums wieder auf andere Bahnen. In Wirklichkeit hat er seine allgemein logischen Ideen zunächst in der Rechtswissenschaft mit sichtlichem Erfolg weiterentwickelt — der Wissenschaft, die für ihn zeitlebens das Muster einer systematischen Geisteswissenschaft geblieben ist.

Erstaunlich rasch hat sich Leibniz neben seinen umfassenden philosophischen Studien zur Grundlagenforschung das Handwerkszeug des Juristen erarbeitet, und zwar in einer Breite und Tiefe, die ihn bald zu einem der glänzendsten praktischen Juristen Deutschlands aufsteigen ließ. Doch sein eigentliches Interesse gilt den Grundlagenfragen seiner Brotwissenschaft. Auch die weiteren juristischen Promotionsschriften, die zur Erlangung der juristischen Grade vorgeschrieben waren, behandeln Fragen der juristischen Logik

und Methodik. Die Schrift „De conditionibus", die er 1665 in zwei Abteilungen unter dem Vorsitz seines Freundes und Gönners Bartholomäus Leonhard Schwendendörffer erfolgreich disputierte, und die weitere Schrift „De casibus perplexis" (Über die sogenannten „verwickelten Rechtsfälle"), mit der er sich 1666 — vergeblich! — um den Doktor der Rechte in Leipzig bewarb, gehören innerlich mit der Magisterschrift von 1664 zusammen. Er hat alle drei Arbeiten 1669, zum Teil umgearbeitet, unter dem Titel „Specimina Juris" herausgegeben.

In dieser Form tritt der reformerische Charakter der drei Schriften als Beiträge zu einer neuen Rechtslogik klar heraus. Die endlose Zitierung von Autoritäten im alten scholastischen Stil ist nur äußeres Gewand; im Grunde verläßt man sich nur mehr auf die Logik der Vernunft. Im Widerstreit positiver Rechtssätze, der in den „schwierigen Rechtsfällen" vorliegt, muß man zum Entscheid auf elementare, unzweifelhafte Sätze des Naturrechts zurückgehen. Schon hier taucht der Gedanke eines demonstrativen Aufbaues der gesamten Jurisprudenz aus dem Naturrecht auf. Die erwähnte Untersuchung der philosophischen Grund- und Hilfsbegriffe der Jurisprudenz führt zur Idee einer allgemeinen Rechtsenzyklopädie. Sie ist das Muster für die bald auftauchende Forderung einer allgemeinen Enzyklopädie des gesamten theoretischen und praktischen Wissens. Am tiefsten endlich bohrt die geistvolle Schrift über die „bedingten Rechtssätze", nach dem Urteil eines heutigen Autors das Beste, was bisher über den Gegenstand geschrieben wurde. In ihr hat Leibniz am Beispiel des bedingten Rechtssatzes zwei Erkenntnisse von allgemeinster logischer Bedeutung abgeleitet: Er sieht die genaue strukturelle Entsprechung zwischen Prädikation im kategorischen und Konsequenz im hypothetischen Urteil, die geradezu den Nerv einer brauchbaren allgemeinen Theorie des Urteils ausmacht; und er erkennt den tiefgreifenden Unterschied zwischen formallogischer und materialer, sachlicher Bedingt-

heit eines Satzes, und demgemäß den Unterschied zwischen formalen und materialen Schlüssen.

Der Aufstieg zu den höchsten akademischen Graden sollte Leibniz freilich in der Juristenfakultät nicht so leicht gelingen wie bei den harmloseren Philosophen. Zwar ward ihm anfangs 1666 der Baccalaris so frühe verliehen, als nach den Statuten überhaupt möglich war. Als er sich jedoch im Sommersemester 1666 um den Doktor der Rechte bewarb, mit dem in Leipzig eine Assessorenstelle verbunden war, setzte der Brotkampf der älteren Bewerber gegen Leibniz ein. Gestützt auf den Brauch, daß die Assessorenstellen nach dem Promotionsalter verteilt wurden, setzten sie durch, daß die jüngeren Bewerber, unter ihnen Leibniz als einer der jüngsten, von der Promotion ausgeschlossen und auf spätere Zeit vertröstet wurden.

So wenigstens erzählt Leibniz selbst. Die näheren Umstände der Ablehnung sind nicht bekannt. Gekränkt verläßt er Leipzig, um an der Nürnberger Universität Altorf zu promovieren. Dort wird er mit offenen Armen aufgenommen. Am 5. November 1667 fand die Feier statt. Alle Anwesenden waren — wie er selbst berichtet — von solcher Gelehrsamkeit und Genauigkeit des Zwanzigjährigen erstaunt. Auf einen begeisterten Bericht des Dekans an den Nürnberger Pastor Primarius Johann Dillher, den Leiter des Nürnberger Unterrichtswesens, wird Leibniz sofort eine Professur an der Universität Altorf angeboten.

Der junge Leibniz schlägt die Professur aus. Es gibt Augenblicke im Leben großer Menschen, in denen sie schicksalhaft, schlafwandelnd die unerwartetsten Entscheidungen für ihren Lebensweg treffen. Sie erweisen sich erst später und dem Fernerstehenden als innerlich notwendig. So war für Leibniz — wie wir heute sehen — die Abkehr von der Universität, ihrem überalterten, verknöcherten Betrieb, ihrem starren, persönlicher Entfaltung wenig Raum gebenden Formalismus der Professorenlaufbahn eine Notwendigkeit.

Leibniz wollte ins Weite wirken. Das war, so fühlte er wohl, von dem engen Horizont der kleinen Reichsstadt-

universität aus nicht möglich. Vielleicht aber war es auch eine ganz unbewußte Reaktion gegen die aufs äußerste angespannte wissenschaftliche Tätigkeit von Jahren, die den jungen Denker in gänzlich andere Bahnen trieb: Selbstschutz gegen frühzeitige Gelehrtenroutine! Ja vielleicht ein noch tieferliegendes Moment: Verlangen nach etwas Wärmerem, die Seele Aufwühlenderem als den rationalen denkscharfen Schlußgeweben, mit denen er bislang seinen Geist genährt hatte.

Kurz: Der angehende Professor Juris utriusque wirft sich ins Leben der Nürnberger Reichsstadt, da, wo es am dunkelsten und im Geheimen flutet und wühlt. Ein faustischer Drang führt ihn der geheimen Sekte der Rosenkreuzer in die Arme, um die sich in diesen Jahrzehnten ein Dunst interessanter Nachrichten und Vermutungen gewoben hatte. Kein Geringerer als Descartes war in seinen letzten Lebensjahren den Rosenkreuzern nahegetreten — auch auf der Suche nach dem lebendigen Gegenpol seiner durchgreifenden Weltrationalisierung.

Von der Rosenkreuzer Treiben weiß der junge Leibniz nicht sehr viel mehr als vom Hörensagen. Er ist bei seinen Studien zur „Ars combinatoria" auf einige ihrer Schriften gestoßen. Mag sein, daß den ewig nach Neuem Dürstenden deren Beschäftigung mit der Alchimie angezogen hat. Diese dunkle Kunst, aus der sich eben in diesen Tagen — in England und Frankreich wie in Deutschland — die Wissenschaft der Chemie herauskristallisieren sollte, gehört ja auch seit dem tiefen Mittelalter zum Kreis der pythagoreischen Künste. Und von Chemie versteht er bisher noch nichts. Doch der Schalk sitzt ihm hinter den Ohren — wenn wir dem Bericht seines ungetreuen Sekretärs Eckhardt trauen dürfen: Aus den dunkelsten Terminis der Rosenkreuzersprache, die er selbst kaum versteht, braut er einen Brief an den Vorstand einer Nürnberger Alchimistengemeinde zusammen, in dem er um Aufnahme in die Bruderschaft bittet. Solch spekulativer Tiefsinn war den guten Rosenkreuzern noch nicht begegnet. Er „avanciert" sofort zum Sekretär der Gesellschaft

und kann in deren Laboratorium arbeiten. Hier hat er nicht nur einen tiefen Blick in die Schliche unlauterer Alchimistenkunst getan, der ihm später nützen sollte, sondern — was viel wichtiger ist — die Fundamente seiner nicht geringen Kenntnisse in der Chemie gelegt. Von dieser aufstrebenden Wissenschaft hat er sich zeitlebens die größte Förderung unserer Kenntnis der Körperwelt versprochen, und mit Recht.

Aus unmittelbarer Quelle wissen wir über Leibnizens Nürnberger Aufenthalt so gut wie nichts. Der reife Leibniz hat den Gewinn seiner Nürnberger Studien nicht gering eingeschätzt; sie befähigten ihn frühe, in dem Treiben so zweideutiger Gestalten wie seines begabten Freundes Daniel Krafft und des fast genialen Becher das wissenschaftlich Bedeutsame zu sehen und die epochemachende Leistung eines Boyle voll zu würdigen. Und nicht nur die Alchimie kann den jungen Welt- und Gottsucher in Nürnberg angezogen haben. Denn eine Leitidee der Rosenkreuzer, der Gedanke der religiösen Liebesbruderschaft, in der sich alle Menschen finden sollten, hat in ihm in diesen Nürnberger Tagen tiefe Wurzel geschlagen. Dort in geheimnisvoller Sprache entstellt und getrübt, ist er, zu kristallener Reinheit geklärt, eines der wirksamsten Fermente Leibnizscher Weltschau und Weltplanung geworden und geblieben.

2. KAPITEL

Mainz 1667—1672

Das Leben in der alten freien Reichsstadt Nürnberg hat auf Leibniz einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Hier stieß er auf ein innerlich gesundes deutsches Städtewesen, das durch die Schäden des Dreißigjährigen Krieges so gut wie nichts von seiner altdeutschen Kraft und stolzen Einfachheit eingebüßt hatte. Wo immer der spätere Kulturpolitiker seinen lieben Deutschen ob ihrer von den Welschen übernommenen Unsitten, ihrer französischen Kleiderpracht, ihres Luxus, der einreißenden Unsittlichkeit der Jugend, der in Mode gekommenen Erziehungsreisen ins Ausland kräftig die Lektion las, hat er auf Nürnberger alte Tracht und Nürnberger ehrenfeste Sitte hingewiesen. Nürnberger Handwerksarbeit hat er mehr als einmal so manchen unsoliden Techniken des Auslandes gegenübergestellt. Die alte Pegnitzstadt schien ihm das Muster und Vorbild deutschen Wesens.

Auch die reichsstädtische Universität Altorf war keineswegs unbedeutend und fortschrittlich eingestellt. Die Medizin — für die Leibniz zeitlebens eine werkwürdige Vorliebe an den Tag legt — und die organischen Naturwissenschaften fanden dort besondere Pflege. Die Universität beherbergte ein „Anatomisches Theater", damals eine Seltenheit, und legte den ersten Botanischen Garten in Deutschland an. Ein bedeutender Mediziner war ihr derzeitiger Rektor. So schien doppelt unverständlich, daß Leibniz die Möglichkeit, dort zu wirken, in den Wind schlug.

Das zweifelhafte Amt eines Sekretärs der Rosenkreuzer vermochte doch keinen Ersatz dafür zu bieten, zumal sich Leibniz um die Mitte des Jahres 1667 finanziell nicht in rosiger Lage befunden zu haben scheint. Im Juli 1667 hat er in Nürnberg noch zwei Schuldscheine ausgestellt; ein

dritter vom 26. November datiert schon von Frankfurt, wohin er sich in der Zwischenzeit begeben haben muß. Wenn Leibniz in einem Briefe von 1669 an den Prediger von St. Lorenz, Daniel Wülfer, erzählt, er sei im Winter 1667 zufällig auf der Durchreise nach Mainz an den Hof des großen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn gekommen, habe dort „in aula" gelegentlich seine juristischen Reformpläne geäußert und sofort den Zutritt zum Kurfürsten gefunden, so wird seine Übersiedlung gerade nach Frankfurt dadurch um nichts verständlicher. Aus einem anderen, späten Brief (an Bierling 1712) wissen wir nur, daß Leibniz im Winter in Frankfurt, meist am Wirtstisch, eine ziemlich umfangreiche Reformschrift „Nova Methodus docendae discendaeque jurisprudentiae" in Eile verfaßt und dem Kurfürsten gewidmet hat, um sich bei ihm wissenschaftlich näher auszuweisen. Die Schrift erschien in Frankfurt, noch unter dem Druckjahr 1667.

Die Überlieferung hat diese Übersiedlung mit einer für Leibniz schicksalhaften Begegnung in Zusammenhang gebracht, der Begegnung mit dem einst allmächtigen, doch seit 1664 gestürzten ersten kurmainzischen Minister Freiherrn von Boineburg. Er war eine der markantesten, freilich neben dem Kurfürsten selbst auch umstrittensten Gestalten der deutschen Politik nach dem Westfälischen Frieden. Unter seinen Auspizien sollte der junge Leibniz aus der Enge der Gelehrtenstube auf die Bühne des großen Welttheaters verpflanzt werden. Das Verhältnis zu diesem merkwürdigen Menschen bietet den Schlüssel für die Erklärung der eigenartigen und stürmischen Entwicklung, die Leibnizens Schaffen in diesen Jahren genommen hat.

Ohne Frage war Boineburg ein Kopf von universaler Bildung und seltenen Talenten, Diplomat, Literat und religiöser Schwärmer in einer Person, in deren ehrgeizigen Händen sich bis zum politischen Sturz die Fäden nicht nur der kurmainzischen, sondern einer fortschrittlich gerichteten Reichspolitik geknüpft hatten. Mit nicht wenigen hochgestellten Persönlichkeiten des damaligen Deutschland, so dem Land-

grafen Ludwig Ernst von Hessen, dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, war er zum katholischen Glauben zurückgetreten und blieb fortan die Seele einer auf den konfessionellen Frieden im Reiche hinarbeitenden, stark religiös gerichteten Partei, der auch einflußreiche Protestanten angehörten. Der Kurfürst selbst trieb eine ausgesprochene Politik der Toleranz und verstand es, die bedeutendsten Köpfe der Zeit an seinen Hof zu ziehen.

Das Bild beider, im Grundcharakter ihrer Politik durchaus einigen Männer, Schönborns und Boineburgs, hat in der geschichtlichen Beurteilung nicht unwesentlich geschwankt. Das Streben der kurmainzischen Politik Schönborns war auf die Erhaltung des nach so vielen Opfern errungenen status quo der westfälischen Friedensabmachungen gerichtet, an deren Zustandekommen der Kurfürst wesentlichen Anteil genommen hatte. Heilung der Kriegswunden im verödeten Vaterland, Stärkung der nationalen Schlagkraft auf militärischem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiet waren die großen Ziele, um die Schönborn wie Boineburg sich mühten. Doch schien beiden das Ziel nicht anders erreichbar als um den Preis der Vermeidung aller kriegerischen Anlässe mit dem westlichen Nachbarn, des guten Einvernehmens mit dem Frankreich Ludwigs XIV., dessen hemmungslose Eroberungspolitik mit jedem Tage fragloser in Erscheinung trat.

Unter dem Druck der französischen, auf die Auflösung des Reiches gerichteten Politik war es im Jahre 1664 zum Bruch zwischen den beiden Jugendfreunden gekommen. Boineburg, dessen stärkster Charakterfehler ein maßloser Ehrgeiz war, hatte sich auf dem Reichstag zu Regensburg der kaiserlichen Partei auf eigene Faust genähert, in der Hoffnung, die Würde des Reichsvizekanzleramts zu erlangen. Mehr und mehr stellte sich heraus, daß die beiden eigenwilligen Männer, beides universale Begabungen, trotz gleicher Zielrichtung ihrer Politik einander hemmend im Wege standen. Die Franzosen hatten frühzeitig Wind bekommen und forderten vom Kurfürsten die Beseitigung Boineburgs. Der Kurfürst, dem unvorsichtige Schmähreden seines ersten

Ministers zugetragen worden waren, gab in der ersten Erbitterung Boineburg preis. Seiner Ämter enthoben, seiner gesamten Privatkorrespondenz beraubt und sogar gefangengenommen, wurde er in einen langwierigen Prozeß verwickelt, aus dem ihn erst im Jahre 1667 die Bitten des vaterlandslosen Französlings Egon von Fürstenberg befreiten. Die Franzosen hatten längst bemerkt, daß sie in dem ehrgeizigen Mann einen der fähigsten deutschen Diplomaten kaltgestellt hatten. Boineburg wurde auf freien Fuß gesetzt, doch scharf beobachtet; Ludwig XIV. nahm halboffiziös die Beziehungen zu dem Diplomaten wieder auf; das Vertrauen des Kurfürsten hat Boineburg nicht wieder gefunden.

Zu einer Annäherung zwischen den beiden wäre es wohl nie mehr gekommen, hätten nicht, alle hohe Politik durchkreuzend, in dem Neffen des Kurfürsten, dem kurmainzischen Hofmarschall von Schönborn, und einer Tochter Boineburgs sich zwei Herzen gefunden. Die Aussöhnung der Familienhäupter war die Bedingung der Heirat. Sie erfolgte erst im April 1668 in Mainz. In der Zwischenzeit seiner Verbannung vom Hofe lebte Boineburg abwechselnd in Mainz, Frankfurt und Köln, seine alten literarischen und kulturpolitischen Pläne und Liebhabereien und eine umfangreiche Korrespondenz weiter pflegend, die ihn mit allen bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Deutschlands verband. In diese Zeit ruhelosen Wartens auf den Tag der Vergeltung, der alles an ihm begangene Unrecht ans Licht bringen sollte, fällt die erste Begegnung zwischen Boineburg und dem um vieles jüngeren Leibniz.

In einem Gasthaus in Nürnberg (oder Frankfurt?) sollen sich die beiden zufällig kennengelernt haben. Nach einer anderen Überlieferung hat ein Verwandter Leibnizens, Justus Leibniz, Sohn des ersten Geistlichen an St. Lorenz, den jungen Gelehrten durch Vermittlung der Rosenkreuzer an den Diplomaten verwiesen. Leibnizens eigene, spärliche Angaben und die Akten Boineburgs geben freilich für eine so frühe Begegnung keinerlei Anhaltspunkte. Doch gleich welches Schicksal die beiden zueinanderführte, beachtlich

bleibt immer die überlegene Menschenkenntnis, mit welcher der bei allen Schwächen bedeutende Diplomat in dem jungen Rechtsgelehrten sofort das Genie witterte, das er in seine weitgreifenden Pläne schöpferisch einzuschalten gedachte.
Als gänzlich Unbekannter kann Leibniz kaum zu den Mainzer Hofkreisen Fühlung gewonnen haben. Sollte er eine frühere Begegnung mit Boineburg verschwiegen haben und doch durch Vermittlung Boineburgs nach Mainz gekommen sein? Boineburg selbst konnte ja damals als politisch Verfemter nicht offen für ihn eintreten. So bliebe verständlich, daß sich ihm in Mainz bald alle Türen öffneten, er den Hofrat Lasser kennenlernte, der im Auftrag des Kurfürsten schon an einer Neuordnung des Corpus juris arbeitete, und durch ihn zum Kurfürsten Zutritt gewann. Man verstünde, daß er nicht in Mainz, sondern in Frankfurt an der „Nova Methodus" arbeitete, das Boineburg erst im März 1667 verlassen hatte. Auf alle Fälle überrascht die betonte Energie, mit der Boineburg unmittelbar nach seiner Aussöhnung mit dem Kirchenfürsten sich seines „Schützlings" annimmt. Die eben im Druck erschienene „Nova Methodus" sendet er noch vor seiner Rückreise mit einem begeisterten Schreiben seinem Freunde, dem berühmten Juristen Hermann Conring, und weist von Köln aus den jungen Schönborn an, den Dr. Leibniz beim Hofrat Lasser aufzusuchen. Schönborn hat dann am 26. April 1668 beim Kurfürsten die vorläufige Anstellung Leibnizens als Mitarbeiter Lassers an der Neuordnung des Corpus juris mit einem Wochengehalt erwirkt. Schon im Juni 1668 finden wir Lasser und Leibniz, der bei dem Hofrat Wohnung genommen hat, in voller Tätigkeit an dem gemeinsamen Werk. Ein 1668 im Druck erschienener Plan „Ratio Corporis Juris reconcinnandi" stammt im wesentlichen von Lasser, dem auch die engere Arbeit an den Institutionen überlassen bleibt. Leibniz bearbeitet seinerseits vorzüglich das Privatrecht und — für seine philosophische Einstellung bezeichnend! — die Grundlegung des Ganzen in einer Systematik des Naturrechts. Aus einer Reihe von Eingaben aus Leibnizens Feder an den Kur-

fürsten und vor allem an den Kaiser läßt sich ein Bild von Anlage und Wachsen der Arbeit gewinnen, die Leibniz „kartographisch" durchführt unter Verwendung riesiger „schwedischer Landkarten".

Der allem Neuen aufgeschlossene Kurfürst scheint an der Arbeit großes Interesse genommen zu haben. Leibniz hatte persönlich zu ihm Zutritt, wobei — wie wir später gelegentlich erfahren — auch ganz andere als juristische Probleme zur Sprache kamen. Schon im Sommer 1670 wurde der Vierundzwanzigjährige zum Rat am kurmainzischen Revisionsgericht ernannt — eine hohe Auszeichnung, wenn man bedenkt, daß das oberste Gericht des Erzkanzlers einer der höchsten Gerichtshöfe des Reiches war.

Der Plan einer systematischen Kodifizierung der verwirrten Gesetzgebung im Reiche war nicht neu. Schon 1617 hatte der berühmte Althusius (Johann Althaus) in seinen „Dicaiologiae Libri tres" den zäh durchgeführten Versuch unternommen, unabhängig von der juristischen Tradition den gesamten römischen Rechtsstoff auf der Grundlage der Logik des Petrus Ramus zu ordnen. Das platonische Verfahren der Dichotomie (Zweiteilung) der Begriffe, das Althusius verwandte, bot dazu freilich nur eine ganz schematische Handhabe. Mit der seither von Felden, Grotius, Weigel und Pufendorf erhobenen Forderung nach Anwendung der geometrischen Methode auch in der Jurisprudenz macht Leibniz Ernst, indem er sein Verfahren der kombinatorischen Analysis und Synthesis sinngemäß auf den Gesetzesstoff anwendet.

Der leitende Gedanke der monumentalen Arbeit, die zu den immer wieder aufgenommenen und nie zum Abschluß gelangten Lebensplänen Leibnizens gehört, wird am besten aus den Ausführungen der „Nova Methodus" klar. Überraschend neu und weitsichtig entwickelt er dort Methodik und wissenschaftstheoretische Stellung der Rechtswissenschaft. Er geht von der Idee des „perfekten Juristen" aus. Dessen Tätigkeit gliedert sich in die didaktische der Beherrschung des Rechtsstoffes, die historische der Rechts-

geschichte, die exegetische der Rechtsinterpretation und die polemische der Rechtsentscheidung. Nur die erste und vor allem die letzte Tätigkeit ist spezifisch juristisch; Rechtsgeschichte und Interpretation sind nur Mittel des Rechtsverständnisses. Mit innerer Berechtigung überträgt so Leibniz eine aus der Theologie bekannte Gliederung auf die Rechtswissenschaft. Beide sind systematische und — was für Leibniz das Wesentliche ist! — auf dem Verstehen einer Quelle aufgebaute Wissenschaften. Systematische Geisteswissenschaften — würden wir heute sagen; mit genialer Klarheit erfaßt Leibniz vorgreifend das Verstehen als deren methodischen Kern. So kann er eine Rechtsphilologie und Rechtsgrammatik als Hilfsdisziplinen der Jurisprudenz fordern. Die Theologie aber ist für Leibnizens Wissenschaftsidee geradezu ein Teilgebiet der Rechtswissenschaft: Jurisprudenz des Gottesreiches! — womit er einen ursprünglichen Ausgangspunkt der christlichen Theologie und der scholastischen Methode richtig bezeichnet.

Im Sinn seiner Methode der Analysis und kombinatorischen Synthesis legt nun Leibniz die Elemente der Rechtswissenschaft frei. Es sind Definitionen (der Rechtsgebilde) und nicht weiter auflösbare Rechtssätze (praecepta). Aus der Disposition dieses ursprünglichen Rechtsstoffes, aus der Kombinatorik der Elemente muß die exakte neue Rechtswissenschaft als streng demonstrable apriorische Disziplin hervorgehen.

Hier setzt die Kritik an der „Justinianischen Methode" als einer veralteten Autoritätenmethode ein. Das Corpus juris ist ein Sammelbecken aus verschiedenen Schichten klassischer römischer Rechtsprechung, deren Sätze einander teilweise aufheben. Dazu tritt in der deutschen Rechtspraxis das großenteils auf ganz anderem, nämlich germanischem Boden gewachsene Gewohnheitsrecht und neues statutarisches Recht. In dieses Durcheinander kann nur eine klare systematische Zurückführung aller wirklichen Rechtssätze — unter Ausscheidung der Interpretationen — auf wenige letzte, allgemeinste Sätze Ordnung bringen.

Notwendig führt die Ordnung auf zwei letzte Rechtsquellen zurück: Naturrechtssätze und Sätze positiven Rechts. Fein bemerkt Leibniz in einem Bericht an den Reichshofrat Portner in Wien: „Die Elemente des Naturrechts sind die Seele der Jurisprudenz; ihr Körper muß anderswoher kommen. Man kann einen Staat nicht mit Naturrecht regieren, sondern braucht daraus abgeleitete bürgerliche Gesetze. Besser noch ungerechte als unsichere Gesetze!"
Von selbst sieht sich Leibniz zu einer vertieften Untersuchung der Grundlagen des Naturrechts gedrängt. Die Arbeit daran ist ihm in Mainz buchstäblich über den Kopf gewachsen. Doch die immer neuen Ansätze, darunter als reifster der Entwurf „Juris et aequi elementa" von 1671 lassen deutlich die eigenartige und meist nicht scharf genug gesehene Entwicklung erkennen, die seine Lehre schon in ihrer frühesten Gestalt nimmt. Hier kommt mit Macht die religiös-mystische Grundlage des Leibnizschen Pythagoreismus zum Durchbruch, der den jungen Wissenschaftler zu den Rosenkreuzern geführt hatte und in einer Gesellschaft mystisch erhobener Gottesfreunde hatte heimisch werden lassen. Freilich teilt Leibniz den aristotelischen Kerngedanken, Ethik, Recht und Politik aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten, mit allen Vertretern der auf Melanchthon zurückgehenden reformatorischen Naturrechtslehre. Freilich bezeichnet er als diese Wurzel zunächst in engem Anschluß an den von ihm bewunderten Hobbes den Nutzen, den öffentlichen als Wurzel des Rechts, den privaten als Wurzel der Politik. Doch alle Ansätze zu einer wirklich autonomen Naturrechtslehre durchkreuzt er in schärfstem Gegensatz zu Grotius auf der einen, Hobbes auf der anderen Seite durch seine Bestimmung dessen, was „Nutzen" im tieferen Sinne heißt. Die Kernschwierigkeit, wie man im rechtlichen und sittlichen Verhalten zwar nach dem eigenen Glück streben und dennoch das Wohl des anderen mit verwirklichen könne, löst er durch den johanneisch-christlichen Urbegriff der Liebe. Die Liebe zum Nächsten aus der Liebe zu Gott ist die geheimnisvolle Kraft, die beides vereint. Die Liebe zum

anderen ist eine Lust für mich, doch eine Lust, die im Wohlergehen des anderen gründet. Diese recht verstandene, durch Vernunft bestimmte und in Grenzen gehaltene Liebe zum Nächsten ist die Gerechtigkeit; sie ist die subjektive Grundlage des Rechts wie der Sittlichkeit.

Des Rechts zunächst auf seiner untersten Stufe: des jus strictum — Rechts im engsten Sinne —, des privaten Eigentumsrechts, vor dem alle Menschen gleich sind. Auf dieser Unterstufe vorgesellschaftlicher Rechtsbeziehung allein könnte man allenfalls bei Leibniz von autonomem „Naturrecht" sprechen. Die höheren Stufen des „aequum", des Rechts der Billigkeit, die jedem zuteilt, was ihm gebührt, und gar der „pietas", der pflichtmäßigen Gesinnung, sind hingegen für Leibniz ohne die Theokratie des Gottesstaates auf Erden und ohne die Idee der Gottesliebe nicht zu denken. In einer Stufenordnung steigt so Leibniz vom Recht im engsten Sinn zur Sittlichkeit auf. Die verbindende, „kontinuierliche" Stufung, nicht die starre Grenzziehung ist für seinen Denkstil schon in der Sphäre des Naturrechts charakteristisch, durchaus gegensätzlich zu Kant, der in Legalität und Moralität unübersteigbare begriffliche Schranken zwischen Recht und Sittlichkeit zieht. Schranken, die bezeichnend genug Hegel in einem Rückgang zu Leibniz wieder in Stufen der Entwicklung des Logos wandelt!

„Justitia est caritas sapientis" — „Gerechtigkeit ist die Liebe des Weisen" — an dieser Formel der Jugend hat Leibniz, wie so oft an seinen Definitionen, starr bis ins Greisenalter festgehalten, ohne sie wesentlich weiterzuentwickeln. Und so bleiben auch die mannigfachen Ansätze zu einer Ethik der richtig verstandenen Gottesliebe, in Mainz, Paris und noch in Hannover logisch in die Definitionenkette gebannt, aus der er jene Formel entwickelt.

Man muß im Auge behalten, daß diese fast mystische Ausgestaltung der Naturrechtslehre zu einer Ethik der ganz undogmatisch gefaßten christlichen Liebe gleichsam unter den Augen Boineburgs erfolgt ist, im Verkehr mit dem älteren, einem mystischen Christentum geneigten Gönner,

in einem Kreise religiös gestimmter Freunde wie des tapferen Spener und der beiden Domherrn van der Walenburg, der die Verbrüderung der Konfessionen in einem reiner erlebten echten Christentum als seine höchste Kulturaufgabe zur Befriedung Deutschlands sah. Auch die theologische Arbeit des jungen Leibniz in den Mainzer Jahren steht ganz im Dienst des Ausgleichs und der Verständigung der Konfessionen auf höherer geistiger Warte. Wer die unsäglich niedere Pamphletenpolemik liest, zu der in der Zeit nach dem großen Religionskrieg der theologische Betrieb an deutschen Universitäten herabgesunken war, kann erst die Bedeutung ermessen, die dem Boineburgschen Kreis für den Wiederaufstieg des deutschen Geisteslebens aus den Niederungen des zersetzendsten Konfessionshasses zukommt. Für die Männer dieses Kreises — Protestanten wie Katholiken — gab es nur einen gefährlichen, leidenschaftlich bekämpften Gegner: den vom Westen heraufdämmernden Atheismus englisch-französischer Prägung. Wohl mögen Boineburg, der Landgraf von Hessen und so mancher aus der katholischen Partei im stillen auf die „Bekehrung" des genialen jungen Wissenschaftlers gehofft haben — die eigene klare Einsicht und das kräftige Gegengewicht des frommen Spener ließen es nicht so weit kommen. Doch mit Leidenschaft hat Leibniz seinen Scharfsinn auch der Untersuchung der dogmatischen Fragen gewidmet, die den Kern der Gegensätzlichkeiten ausmachten.

So allein sind die geistvollen Analysen der christlichen Hauptdogmen zu verstehen, in denen Leibniz nicht etwa dieselben beweisen wollte — niemand hat stärker betont, daß ein „Beweis" eines Dogmas eine contradictio in adjecto sei —, sondern den Dogmenkern einem rationalen Verstehen näherzurücken suchte. Widervernünftig durften die Dogmen nicht sein, wenn sie vernünftig geglaubt werden sollten. Das heißt: ihre logische Möglichkeit mußte erwiesen werden. So hat Leibniz sich etwa den Weg zum Verständnis der Transsubstantiationslehre in der von Luther vertretenen Form durch einen geistreichen Gedankengang

zu bahnen gesucht, der aus philosophischen Gründen die bloße Phänomenalität der Körperwelt zu erweisen unternahm. Hier, nicht etwa in der Physik Leibnizens tritt die Vermutung, daß auch der Kern des Körperlichen etwas Geistiges sei, erstmals auf (1669).

Die dogmatischen Studien zur Abendmahlslehre bringen Leibniz im Sommer 1671 erstmals mit dem größten französischen Theologen der Zeit, dem Jansenisten und Descartesschüler Antoine Arnauld, in Verbindung, gerade in dem Augenblick, wo er den Plan einer diplomatischen Reise nach Paris faßt. Ebenso verfolgt seine Verteidigung des Trinitätsdogmas gegen den polnischen Sozinianer Wissowat den politischen Zweck, das katholische Polen für den von Boineburg vertretenen deutschen Kronprätendenten zu gewinnen. Der Plan einer „Demonstratio Catholica", einer auf philosophischen Gottes- und Unsterblichkeitsbeweisen sich aufbauenden Darstellung der katholischen Glaubenslehre, dient den irenischen Bestrebungen des Boineburgkreises; fälschlich hat man darunter ein heimliches Bekenntnis Leibnizens zum Katholizismus vermutet. Und so fesselt Leibniz das schwierige Problem einer obersten richterlichen Entscheidungsinstanz in allen geistlichen und weltlichen, juristischen und theologischen Fragen. Durch das kühne Buch des Spinozafreundes Meyer in Amsterdam „Philosophia Scripturae interpres" von 1666 war die Philosophie zur alleinigen Richterin in allen Fragen der Schrift bestellt worden. Die einzig mögliche rationale, gerechte Lösung dieses Problems sieht Leibniz in der logischen Ausgestaltung des Wahrscheinlichkeitsbeweises, einer mathematisch exakten „Wägung" des Gewichts von Gründen und Gegengründen für eine Wirklichkeitsannahme. Denn in allen religiösen und juristischen Entscheidungen über Sachverhalte steht die Wirklichkeit in Frage. Wieder werden grundlegende Einzelfragen der Jurisprudenz und Theologie bei Leibniz Ausgangspunkte zu allgemeinsten logischen Problemstellungen. Der jugendliche Theologe der Mainzer Jahre ist im Herzen noch ganz Rationalist. Sonst könnte er eben nicht die Dog-

menfrage wie eine juristische Erhebungsfrage ansehen, einen Glaubenssatz mit — einer Wahrscheinlichkeitsannahme verwechseln. Nicht die Theologie, sondern lediglich die Logik der Wahrscheinlichkeiten hat dadurch gewonnen. Sie bildet fortan in Leibnizens Systematik einen wichtigen, seiner Meinung nach vernachlässigten Bestandteil jeder an den Einzelwissenschaften sich orientierenden Logik.

Doch schon melden sich die aller Rationalität spottenden Fragen und Widersprüche in jedem Vorsehungsglauben und damit das spätere Problem der Theodizee mit Wucht. In einer schon allein sprachlich wunderschönen, an Luthers kernhaftem Deutsch geschulten kleinen Skizze „Von der Allmacht und Allwissenheit Gottes" legt er, von einer scharfen Kritik aller christlichen Prädestinationslehren ausgehend, die rein philosophische, jedem Dogmatismus entzogene Fragestellung bloß. Weiter, zu einer Lösung ist er nicht gelangt. Doch wenn wir weiterhin etwa in einer Analyse des Auferstehungsdogmas bewiesen finden, daß der „Kern", der „Feinleib" aller Organismen und Minerale, und so auch des Menschen von seiner Werdung durch Gott an ewig unzerstörbar sei, so staunen wir, wie Vorstellungen der Alchimie über den Weg theologischer Spekulation mitten ins Zentrum der späteren Monadenlehre weisen. So eigenartig, so kaum entwirrbar sind in diesen Mainzer Jahren mystische und rationale, theoretische und politisch-praktische Denkmotive durcheinandergelagert, die keimhaft nicht nur das philosophische System, sondern die ganze ins Ungemessene sich weitende juristisch- und theologisch-praktische Kulturarbeit des Denkers in sich vorwegnehmen.

Ein Geist von der universalen Veranlagung Leibnizens mußte in der universalen Atmosphäre des Boineburgschen Kreises und der Mainzer Residenz Johann Schönborns sein Lebenselement finden. So ist die Arbeit an der Neuordnung des Corpus juris mit ihren naturrechtlichen und theologischen Konsequenzen nur der geringere, sozusagen offizielle Teil der fieberhaften Tätigkeit, die Leibniz in der Zusammenarbeit mit Boineburg entfaltet. Ein Band seltener persön-